Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 140. Bromberg, den 16. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(8. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Die Verantwortung dafür übernehme ich", sagte Duporc und blinzelte seinem Dordrechter Kollegen zu, daß der sich nicht einmischen sollte. „Der Verlust dürfte auch nicht allzu groß sein, denn der Dieb kann mit den Effekten ja nichts anfangen. Also, Sie waren bestimmt nicht in einem der zwei reservierten Abteile, als an der Notbremse gezogen wurde?"

„Nein."

„Sie standen im Gang und rauchten?"

„Ja . . ."

„Eine Pfeife oder eine Zigarre?"

„Eine Zigarre."

„Eine von Ihren eigenen oder eine von der Marke, die Ihnen Herr Rondeel im Speisewagen anbot?"

„Weder eine von meinen eigenen noch eine von denen meines unglücklichen Freundes", antwortete Josephus Bol triumphierend. „Ich war mit dem Herrn Thyssen, den Sie bei mir im Abteil trafen, ein paarmal den Gang auf und ab gegangen und konnte aus Höflichkeit eine Zigarre, die er mir anbot, nicht zurückweisen. Dafür gab ich ihm eine aus unserer Kiste. Haben Sie noch mehr so bedeutsame Fragen an mich zu stellen?"

Er sagte das sehr von oben herab, wie jemand, der lästige Dinge von sich abschiebt. Aber allmählich gab es bei diesem Frage- und Antwortspiel doch eine starke Spannung zwischen den beiden. Der Kriminalkommissar schwieg einen Augenblick und ging dann zu einer neuen Attacke vor.

„Erfolgte dieser Austausch von Zigarren vor oder nach dem letztenmal, da Sie mit Herrn Rondeel im Abteil zusammen waren?"

„Natürlich nachher!" antwortete der Verdächtige ärgerlich. „Ich habe meinen Freund nicht mehr gesehen, nachdem wir uns Gute Nacht gesagt hatten. Das kann der Schriftsteller bezeugen, den Sie so niederträchtig daran hindern, seinen Vortrag zu halten."

„Sie lügen!" schrie Nathan Marius Duporc jetzt ganz laut. „Denn die Bauchbinde der Zigarre, die der Schriftsteller rauchte, lag im Aschbecher des anderen Abteils . . . Sie lügen, denn Sie waren **nicht** im Gange, als ich jemanden suchte . . . Und was nun Ihr blutiges Taschentuch anbelangt, so lügen Sie ebenfalls, denn dieser Herr Thyssen war dabei, als Sie Ihre Komödie aufführten und die Tür öffneten und dann, laut aufschreiend, gewahr wurden, daß jenes Abteil leer war! Sie werden über das alles Rechenschaft ablegen müssen, wenn das Gericht den Fall näher untersucht. Wenn die Behörden Sie freilassen wollen, so kann ich natürlich nichts dagegen einwenden; ich aber habe fürs erste allen Grund, Sie heute nacht hier festzuhalten."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich vollständig unschuldig bin", sagte der Direktor der All-Risk-Versicherungsgesellschaft, „und ich werde Beschwerde dagegen einlegen, daß man mir meinen guten Namen und meinen makellosen Ruf in dieser Weise gefährdet."

„Dieser Herr bleibt im Gewahrsam", sagte der Kommissar, der inzwischen geklingelt hatte, „der andere soll eintreten."

„Junge, Junge!" meinte der Dordrechter Kollege, als sie allein geblieben waren. „Herr Duporc, irren Sie sich auch wirklich nicht? Der sieht mir gar nicht so aus, als wäre er an solchem Attentat beteiligt. Ein Mann von Stand — eine bekannte Persönlichkeit, die auch ohne Ihr Dazwischentreten hierhergekommen wäre, um Anzeige zu erstatten. Das gibt viel Schreiberei und Proteste in den Zeitungen . . ."

„Sehr richtig, mein Herr", sagte Hans Thyssen, der die letzten Worte noch gehört hatte und sich nun gleich einmischte, „es wird allerdings Schreiberei in den Zeitungen geben, und zwar mehr, als Ihnen lieb ist. Auf diese Art wären wir ja keine freien Bürger mehr, sondern Untertanen eines mittelalterlichen Polizeistaates! Ich als Schriftsteller habe zwar schon sehr eigentümliche Dinge erlebt; aber das ist denn doch die Höhe! . . . Ich sollte heute abend hier im Theater einen Vortrag halten . . ."

„Ihr Name?" unterbrach ihn der Beamte hinter seinem Schreibtisch.

„Das ist Nebensache . . . Ich verweigere Ihnen jede Auskunft, bis Sie mir meine Freiheit wiedergeben . . .!"

„Untersuchen Sie die Taschen dieses Herrn, Schutzmann . . ."

Mit einer fabelhaften Zungenfertigkeit, die noch weit über die des Direktors der Versicherungsgesellschaft hinausging, setzte der Schriftsteller seine grundsätzlichen Einwände gegen ein derartiges Verfahren auseinander, nannte den einen Beamten einen stupiden Proleten, den anderen einen zehnfachen Kaffern, schrie, daß er den Justizminister durch ein Dutzend Abgeordnete werde interpellieren lassen, erklärte, daß dies kein Irrtum, sondern ein Verbrechen sei, und ließ sich erst, als der Schutzmann ihm drohend zu verstehen gab, daß er ihn fesseln werde, wie ein gekränkter König befühlen und betasten — er unterwarf sich dem skandalösen Vorgang, daß man ein Inventar vom Inhalt seiner Taschen aufnahm. Da kamen nun freilich allerhand ziemlich blamable Dinge zum Vorschein — lauter Gegenstände, die sich mehr für ein Raritätenmuseum eigneten als für die spähenden Augen von Polizeibeamten unter dem indiskreten Licht einer Lampe. Die Gebärde des Schutzmanns, mit der er ein zerfetztes Taschentuch, das mehr einer dunklen Gesichtsmaske mit Augenlöchern und einem Schlitz für den Mund glich, zwischen Zeigefinger und Daumen weit von sich hielt, als fürchtete er, sich die Uniform damit schmutzig zu machen, war geradezu ein Schlag ins Gesicht. Hans Thyssen besaß zwei Taschentücher, eins für die Nase, die er sich selten schnaubte, und ein anderes für allerlei sonstige Verrichtungen; dieses zweite, das er kürzlich noch in der Damentoilette des D-Zuges als Benzinläppchen mißbraucht hatte, kam zuerst aus Tages- oder vielmehr Lampenlicht des Dordrechter Polizeibureaus. Ein drittes aus violetter Seide, das aus besseren Tagen stammte, sah aus der Brusttasche seines Jacketts hervor und diente zu weltmännischem Gebrauch, wenn er es etwa während des Vortrages des öfteren herauszog und an sein Gesicht führte. Außerdem kam noch zum Vorschein eine Schachtel Streichhölzer, ein Schlüsselring mit vier verrosteten Schlüsseln, eine kleine Schachtel mit Hustenpastillen, ein Kamm mit ein paar ausgefallenen Zähnen, ein kleines Stückchen Seife, das in Zeitungspapier eingewickelt war, und schließlich eine Zigarettentasche mit einer noch kompletten Zigarre der von ihm gewöhnlich gerauchten Marke und dem sorgfältig aufbewahrten Stummel der geschenkten Importe des Bankiers. In einem dicken Portefeuille steckten Briefe, unbezahlte Rechnungen, eine Quittung und ein Hundertguldenschein.

„Hat er sonst noch Taschen?" fragte Nathan Marius

Duporc, der höchst unsympathischerweise die Intimitäten dieser Brieftasche aufs eingehendste besah.

„Nein, Herr Kommissar!" sagte der Schutzmann.

„So sehen Sie seine Schuhe nach!" befahl der Vorgesetzte.

„Sie sind ein ganz ordinärer Bowke! Sie haben eine Lakaienseele! Sie haben nicht den geringsten Respekt vor den besten Geistern Ihrer Zeit!" sagte Hans. „Wenn Sie meinen zweibändigen Roman „Die Beichte des Stanislaus Erkerman" gelesen hätten, würden Sie gar nicht auf den Gedanken kommen, einen feinfühligen Dichter auf solche perfide Art bloßzustellen."

„Ich habe nicht den Vorzug, Sie oder Ihre Romane zu kennen," bemerkte der Kommissar. „Ich kenne Sie offiziell überhaupt nicht, da Sie ja die Güte hatten, die Nennung Ihres Namens zu verweigern. Was steckt in dem Schuh, Schutzmann?"

„Eine Preisliste," sagte der Beamte und versuchte, die Schrift zu entziffern.

„Gehört es auch zu Ihrem Beruf," fragte Duporc malitiös, „daß Sie Weinkarten aus Speisewagen ohne Erlaubnis zu sich stecken und sie auf diese Weise der Allgemeinheit entziehen?"

„Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Sie die Speisekarte auf die gleiche Art mitnahmen," antwortete der Schriftsteller höhnisch.

„Die brauchte ich als Beamter des Sicherheitsdienstes," sagte Nathan Marius, der sich zu einer Antwort herabließ und unwillkürlich lächeln mußte, als er die wunderhübsch zurechtgeschnittene Einlage mit den renommiertesten Weinnamen, wie Saint Emilion, Barzac, Haut Sauternes, Moet et Chandon, betrachtete. „Aber in Ihrem Falle ist das etwas anderes, und ich möchte Ihnen doch raten, etwas weniger höhnisch zu lächeln, denn ich habe noch einige Fragen an Sie zu richten, die Ihnen nicht gerade sehr angenehm sein dürften. Ich muß auch den Inhalt des anderen Stiefels sehen, Schutzmann. Und nun schnell, bitte! Sie haben die Damentoilette aufgesucht, und Sie haben dort eine leere Flasche mit dem Etikett eines Drogisten aus der van-Won-Straße neben dem Waschbecken stehen lassen . . ."

„Wenn ich Ihnen damit eine Freude machen kann", antwortete Hans Thyssen, „so sage ich: Ja! und nochmals: Ja!"

„Eine leere Chloroformflasche!". sagte der Kommissar mit einem Tonfall, wie er dieser schweren Anklage entsprach, und runzelte die Brauen.

„Richtig!" versetzte Hans Thyssen bestätigend, der nun, genau wie Josephus Bok, die Angelegenheit ironisch behandelte — eine durchaus falsche Taktik, da mit so großen Herren nicht gut Kirschen essen ist und im Bereich des starken Armes der Gerechtigkeit unnötige Scherze besser zu vermeiden sind.

„Mit Chloroform!", wiederholte der Kommissar.

„Jawohl . . . allerdings", sagte der Schriftsteller ächelnd, „jeder Drogist würde Sie um Ihre Nase beneiden!"

„Damit haben Sie einen Menschen betäubt . . .!"

„Gewiß! Warum auch nicht?" bekannte der Schriftsteller mit dem liebenswürdigsten Lächeln von der Welt.

„Die Dame?"

„Richtig, die Dame!" sagte Hans Thyssen bestätigend — die Sache fing an, ihm Spaß zu machen — das gab einen glänzenden Romanstoff.

„Sie geben also zu, daß Sie die Damentoilette aufgesucht haben?"

„O gewiß!"

„Haben Sie diesen nassen Streifen Zeitungspapier, der aus dem „Kirchlichen Familienblatt" stammt, dort zurückgelassen?"

„In der Tat . . ." sagte der Schriftsteller lachend. Das gab eine Parodie auf eine Detektivgeschichte, und dieser Sherlock Holmes, den er da vor sich hatte, war ein herrliches Modell! Wie der diese komischen Verwicklungen mit der Ermordung des Bankdirektors zusammenreimen wollte! Nun die Vorlesung doch in die Binsen gegangen war, konnte er wenigstens die Nacht im Hotel gleich aufbleiben und haarklein niederschreiben, was ihm da für ein Abenteuer in den Weg gekommen war!

Allein Nathan Marius Duporc, der schon kompliziertere Fälle behandelt hatte und niemals locker ließ, bevor er volle Gewißheit erlangt hatte, fragte beharrlich weiter: „Woher haben Sie die hundert Gulden in Ihrer Brieftasche?"

„Was geht das Sie an, in drei Teufels Namen?"

„Recht so! Dieser entrüstete Ton ist mir lieber als der sarkastische. Ein Mensch, der so abgenutzte Stiefel und so zerfetzte Taschentücher und so minderwertige Toilettengegenstände bei sich trägt, ein Mensch, der eine Weinkarte zu Schuheinlagen benutzt, pflegt keine so großen Banknoten bei sich zu tragen. Ich rate Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, daß Sie mir eine korrekte Antwort geben."

„Ich habe das Geld auf ehrliche Weise verdient", sagte der Schriftsteller ruhig.

„Haben Sie diese hundert Gulden aus Amsterdam mitgenommen?"

„Nein, ich habe sie vor einer halben Stunde von Herrn Josephus Bok bekommen."

„Merkwürdig! . . . Sehr merkwürdig! . . . Und zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf?"

„Als Vorschuß auf eine zweite Reklameschrift für die All-Risk-Versicherungsgesellschaft . . ."

„Eine zweite Reklameschrift? Und mehr hatten Sie dafür nicht zu leisten . . .?"

„Ich darf wohl annehmen, daß Sie von solchen Arbeiten nichts verstehen", sagte der Schriftsteller und zuckte geringschätzig die Achseln.

„Ich bin solche impertinenten Antworten von Leuten gewöhnt, die mich aufs Glatteis führen wollen . . . Erhielten Sie das Geld, bevor die Notbremse gezogen wurde — oder nachher?", fragte der Kommissar weiter.

„Vorher . . . Wissen Sie jetzt vielleicht genug?"

„Wo standen Sie, als Sie die hundert Gulden in Empfang nahmen?"

„Im Gang des Schlafwagens . . ."

„Und wo waren Sie, als der Zug hielt?"

„Dort, wo Sie meine Sohlen gefunden haben", lachte der Schriftsteller.

„Führen Sie die Dame herein!" sagte Nathan Duporc, ohne auf dieses Lachen zu achten. Die beiden Beamten flüsterten miteinander und warfen einen Blick auf die Notizen, die der Dordrechter sich gemacht hatte.

Der Witwe Menzel Polack wurde ein Stuhl angeboten, weil sie sich noch elend fühlte. Sie zögerte keinen Augenblick. Mit der größten Bestimmtheit blieb sie bei ihrer Behauptung, daß Hans Thyssen, der Verfasser des berühmten Romans „Die Beichte des Stanislaus Erkerman", jener blasse Mann mit der brennenden Pfeife wäre, der ihr in der Damentoilette ihre Schmucksachen geraubt hätte. Hans Thyssen geriet in Erregung, nannte sie wütend eine hysterische Person, drohte, sie zu verklagen, sagte, ohne sich noch weiter zu genieren, daß er in der bewußten Toilette nur neue Papiersohlen in seine Stiefel gelegt und übrigens keine Pfeife im Munde gehabt, sondern da schon die Zigarre geraucht hätte, deren Stummel noch in seiner Zigarrentasche wäre. Sie aber blieb beharrlich dabei, daß sie sich nicht irren könnte, und das wiederholte sie auch auf der Straße noch mindestens ein Dutzend Mal, dieweil Nathan Marius Duporc als Mann von Welt sie ins Hotel Ponsen begleitete, wo er selbst auch ein Zimmer nahm. Mit dem ersten Zuge wollte er dann nach Roosendaal weiterfahren.

Als er hinter Frau Menzel Polack — der er als Gentleman zwanzig Gulden lieh, weil man sie doch gänzlich ausgeplündert hatte — seinen Namen in das Fremdenbuch eintrug, stellte er gleichzeitig fest, wer nach dem Eintreffen des Pariser D-Zuges in dem Hotel abgestiegen war und forschte sogleich nach, ob ein Telegramm aus dem Haag eingegangen wäre. Eingeschrieben hatten sich James Macdonald und Frau aus Melbourne und Henri Aimard und Frau aus Boulogne-sur-mer; Telegramme waren nicht eingelaufen.

Der Beamte trank unten noch ein Glas Bier und ging dann auf den Zehenspitzen nach oben, wo eben, als er die Treppe emporstieg, eine Tür eilig geschlossen wurde. Er sah nur gerade noch, wie eine Hand ein Paar Stiefel vor die Tür stellte.

In seinem Zimmer machte er sichs bequem, zündete sich eine neue Zigarre an und durchwanderte bedachtsam die kleine Schatzkammer seiner Erinnerungen von dem Augenblick an, seit er diesen Abend dem Jan Tulp vom Wohnschiff aus nach dem Zentralbahnhof gefolgt war. Eine verdammte Geschichte war es doch, daß er den mit so großer Hartnäckigkeit gesuchten und jetzt auf frischer Tat ertappten Hoteldieb hatte entweichen lassen müssen, weil die Raubmordaffäre ihn auf eine andere Fährte trieb! Aber da es nun einmal so war, sollten die Schufte, die den Bankier ermordet hatten, ihn auch kennenlernen! Diesen Herrn Bok durfte man unter keinen Umständen loslassen, und diesen sonderbaren Zeitungsschreiber . . .

Als er mit seinen Überlegungen bis zu diesem Punkte gekommen war, tat er das Gleiche, was Jaapje Eckhorn, Jan Tulps Busenfreund, kurz vorher auch getan hatte: er lauschte. Das Café unten war schon zu; das Hotel war auch geschlossen, weil nun kein Zug mehr zu erwarten war, und dennoch drangen Geräusche bis in sein Zimmer, die ihn zu dieser Stunde seltsam anmuteten.

Links schien man seine Freude daran zu haben, irgend etwas zu reparieren; denn er vernahm leise Schläge, als wenn mit einem Hammer auf Leder geklopft würde. Rechts schien jemand ein äußerst ergiebiges Bad zu nehmen. Und da Luft in die Röhren gekommen war, brummte

und dröhnte der Wasserhahn höchst widerwärtig. Im Begriff, zu Bett zu gehen, weil er höchstens fünf Stunden Ruhe vor sich hatte, klopfte der Kriminalkommissar seinerseits nun erst an die linke, dann an die rechte Wand, und es wurde auch unmittelbar danach mäuschenstill. Aber nach einer halben Stunde ging es zu beiden Seiten von neuem los. Rasch sprang Duporc aus dem Bett und öffnete die Korridortür. Links standen die Stiefel von Herrn und Frau Macdonald, rechts die von Herrn und Frau Aimard. Bei den Macdonalds wurde geklopft und gewaschen, bei den Aimards anscheinend auch.

„Merkwürdig", dachte der Kommissar, „es ist mir doch so, als hörte ich Männerstimmen!"

Aber da er in seinem Nachtgewande nicht übermäßig lange herumhorchen wollte, klopfte er nur wütend an jede der benachbarten Türen. Links und rechts wurden die Lichter gelöscht, und die in ihrem Treiben gestörten Ehepaare rührten sich nicht mehr.

Sehr frühzeitig schon saß Nathan Marius Duporc am Frühstückstisch im großen Speisesaal. Es wollten noch mehr Reisende mit dem ersten Zug fort, aber die hatten anscheinend so große Angst, ihn zu verpassen, daß sie lieber ohne Frühstück abreisten.

„Mir ist das rätselhaft", sagte der Ober, „wie man nüchtern auf die Reise gehen kann. Wie die Leute Sie sitzen sahen, taten sie so merkwürdig."

„Ach was!" sagte Duporc lachend, „das bilden Sie sich wohl bloß ein!"

„Nein, wirklich nicht! Die Engländer und die Franzosen hatten schon bezahlt; aber sobald sie Sie sahen, haben sie nicht eine Tasse Tee getrunken und kaum noch ein Trinkgeld gegeben."

(Fortsetzung folgt.)

Das sächsische Katastrophengebiet.

Topographie des Müglitz- und Gottleuba-Tales.

Das Unglücksgebiet, das durch die furchtbare Katastrophe heimgesucht wurde, bildet etwa ein Viereck, dessen längere Seiten die Müglitz und Gottleuba, zwei kleine Nebenflüsse der Elbe — die Müglitz mündet bei Heidenau, die Gottleuba bei Pirna — sind. Die Bevölkerung dieser Gegend setzt sich zum großen Teil aus Heimarbeitern zusammen, die in der Uhren-, Weber- und Spielzeugwarenindustrie arbeiten. Diese Ärmsten der Armen sind nun ihres ganzen Hab und Gutes beraubt worden, schnelle und großzügige Hilfe ist dringend nötig.

Der einzige größere Ort ist Pirna, das etwa 21 000 Einwohner zählt. Es ist die einzige Stadt, die ausdehnungsfähig ist. Denn die anderen kleinen Orte sind durch ihre Lage im engen Elbtal, im tiefen Seitental oder auf einer Felsenanhöhe so eingeengt, daß an einen weiteren Ausbau nicht zu denken ist. Pirna dagegen hat eine günstige Lage; es lehnt sich an das Sandsteingebirge an, hat aber alle Vorteile des offenen Elbtalbeckens. Schon im Mittelalter war es eine bedeutende Stadt, geschützt durch die über ihr auf der ersten Sandsteinhöhe thronende Feste Sonnenstein, die im Jahre 1811 in eine Irrenanstalt umgewandelt wurde.

Von hier geht eine Kleinbahn bis zu dem 18 Kilometer entfernten Gottleuba, wohin man etwa eine Stunde fährt. Die Gegend ist dadurch äußerst reizvoll, daß die Sandsteindecke bei Berggießhübel, dem am meisten heimgesuchten Orte und Gottleuba in Halbinseln und langgestreckten Zungen auf das ältere Gebirge übergreift oder in inselartigen Denudationsresten auf diesen lagert. So kann man hier eine Fülle der verschiedensten Bodenformen vereinigt finden. Scharf sind die Gegensätze zwischen den flachwelligen Profilen des älteren Gebirges und den gradlinigen Umrissen der größeren Sandsteinplateaus oder zu den bizarren Ruinenformen der isolierten Sandsteinkegel. Geschichtlich ist der Weg von Pirna über Berggießhübel, Gottleuba, Hellendorf, Peterswald, Nollendorf und Kulm als wichtigste Handels- und Heerstraße von Sachsen nach Böhmen berühmt. Nach der Schlacht bei Dresden im Jahre 1813 fanden hier in der Zeit vom 27. bis 30. August heftige Kämpfe zwischen einem russischen Korps unter Herzog Eugen von Württemberg und dem bekannten französischen General Vandamme statt, die, nachdem verbündete Truppen zu Hilfe geeilt waren, zu einem Siege der Alliierten und der Gefangennahme Vandammes führten.

Bevor man nach Bad Berggießhübel kommt, passiert die Kleinbahn, die meist dem Fluß der Gottleuba folgt, die Orte Rottwerndorf, Neuendorf und Langenhennersdorf. Weiter ansteigend kommt man dann nach dem 15 Kilometer von Pirna entfernt gelegenen Bad Berggießhübel, das 293 Meter hoch liegt. Es ist eine kleine Stadt von 1300 Einwohnern, rings vom Nadelwald umgeben und hat seinen Namen von den Hochöfen (Gießhütten), in denen die Eisenerze der Umgegend verhüttet wurden. Allerdings ist heute der Hochofenbetrieb sehr zurückgegangen. Bad Berggießhübel ist bekannt durch seine eisen- und schwefelhaltigen Mineralbäder. Vor allem aber bietet es reizende Partien, so daß es von Kennern der Gegend immer wieder gern aufgesucht wird. Da ist in der Nähe die Gersdorfer Ruine, von der aus man eine sehr schöne Aussicht hat, der Hochstein, 424 Meter hoch, und viele andere Ausflugsorte.

Weiter steigt die Bahn an, um nach 3 Kilometer Bad Gottleuba, das 337 Meter hoch liegt, zu erreichen. Dieser kleine Luftkurort liegt in einem durch bewaldete Höhen abgeschlossenen Talkessel. Es hat Stahl-, Moor-, Schwefel- und Kohlensäure-, elektrische und andere Heilbäder. Auch von hier aus kann man Ausflüge in die reizende Umgebung machen.

Der zweite kleine Fluß, der durch die herniederbrechenden Wassermassen zu einem reißenden Strom wurde, ist die Müglitz. Die Bäche, die aus dem Erzgebirge kommen, sind meist sehr wasserreich und haben tiefe und enge Erosionstäler in den harten Boden eingegraben, aus denen dann vielfach Felsenhöhen emporragen. Besonders romantisch ist das Müglitztal, dessen Ausgang zum Talkessel der Elbe die alte Feste Dohne bewachte. Früher ging hier der einzig gangbare Verkehrsweg über das Gebirge nach Böhmen. Der schönste Ort des Müglitztales, das malerische Schloß Weesenstein, ist mehrere Stock hoch und überragt alle Bäume. Von hier aus genießt man einen weiten Blick über das ganze Land. Das Felsenschloß erhebt sich auf und an einem frei aus dem Tale aufsteigenden und vom Bache umflossenen Felsen. Das Schloß, das früher der königlichen Familie gehörte, ist jetzt in Privatbesitz übergegangen. Ein herrlicher Park mit hohen Laubbäumen, dazu der eigenartige Bau und die Ausstattung der Wohnräume, sowie die schönen Spaziergänge locken jährlich viele Fremde hierher zum Besuch.

Man gelangt in das Müglitztal mit der Bahn von Dresden über Heidenau. Diese Strecke beträgt 11 Kilometer. Von Heidenau aus führt eine Schmalspurbahn ins Müglitztal nach dem Bahnhof Heising-Altenberg. Sie wird von hier nach Altenberg noch ausgebaut. Der größte Ort, der passiert wird, ist Dohna, eine der ältesten Städte Sachsens, der Stammsitz der Burggrafen von Dohna. Dann kommt man nach Weesenstein, einen kleinen Dorf mit 430 Einwohnern. Von hier ab verengt sich das Tal noch weiter, so daß kaum noch Raum für die Bahn bleibt. In der Nähe liegt Maxen, wo früher Kalk- und Marmorbrüche, die jetzt stillgelegt sind, abgebaut wurden. Von hier hat man auch den rötlichen Marmor zu dem Bau der Katholischen Hofkirche in Dresden geholt. Dann führt die Bahn weiter durch schönen Nadelwald nach Niederschlottwitz und schließlich nach dem bekannten Glashütte, einem kleinen Städtchen mit über 3000 Einwohnern, das seinen Namen nach den 1490 gefundenen und verhütteten Glaserzen bekommen hat. In Glashütte ist jetzt der Sitz der weltbekannten Fabrikation von Präzisionsuhren und einer Uhrmacherschule. Hier sind auch zahlreiche Werkstätten der Feinmechanik, in denen Maßwerkzeuge, Werkzeuge für Uhrmacher, Rechen- und Schreibmaschinen hergestellt werden.

Alle diese Orte sind schwer heimgesucht worden, was um so bedauerlicher ist, weil die hier arbeitende Bevölkerung zu den Ärmsten der Armen gehört. Was Naturgewalten zerstört haben, sollen nun Menschenhände wieder aufbauen helfen.

D. O.

Herculanum.

Mussolini hat bekanntlich die Absicht geäußert, die Ausgrabung der im Jahre 79 n. Chr. bei einem Ausbruch des Vesuvs verschütteten Stadt Herculanum in großem Maßstabe durchführen zu lassen. Es wäre zu begrüßen wenn dieser Plan verwirklicht würde, da man sich davon sehr wichtige und interessante Ergebnisse versprechen darf.

Diese Hoffnung, besonders bedeutende Funde zu machen, obwohl Herculanum nur eine kleine Stadt war, stützt sich auf die Tatsache, daß seine Zerstörung, im Gegensatz zu der seiner Nachbarstadt Pompeji, mit großer Plötzlichkeit erfolgte. Pompeji wurde durch einen Aschenregen langsam erstickt, während Herculanum unter einem mit erschreckender Schnelligkeit hereinbrechenden Schlammstrom 25 Meter tief begraben wurde. Man findet daher hier keinerlei verkohlte Überreste irgendwelcher Art, hier ist nichts verbrannt, selbst Handschriften werden nach sachverständiger Behandlung wieder lesbar.

Während Pompeji heute zum größeren Teile wieder ausgegraben ist, hat man sich an Herculanum aus zwei

gründen nicht recht herangetraut. Einmal, weil heute genau auf der Stelle der alten Stadt ein neuer Ort, Resina, entstanden ist, den man durch ausgedehnte Ausgrabungen zu gefährden fürchtete. Ferner aber hielt man die Arbeiten hier für besonders schwierig, da man annahm, daß die Stadt unter einer mächtigen Schicht harter Lava liege. Inzwischen hat man nun gefunden, daß die deckende Schicht aus einem verhältnismäßig weichen Tuffstein besteht, nur an den Rändern findet sich eine nicht allzu starke Lavaschicht, die auf einen späteren Ausbruch von 1631 zurückzuführen ist.

An verschiedenen Punkten hat man schon früher in Herculanum Ausgrabungen vorgenommen. So wurde das Theater schon vor mehreren hundert Jahren freigelegt, wobei man sechs prachtvolle Pferde aus Bronze fand, die später leider eingeschmolzen wurden. Im vorigen Jahrhundert vorgenommene Ausgrabungen förderten zwei zweistöckige Häuser, vier Läden, drei Speisehäuser mit zahlreichem Hausrat, Werkzeugen usw. zu Tage, die jetzt als die „Scavi nuovi“ bekannt sind. Eine Villa, die für die des Lucius Calpurnius Piso gehalten wird, ergab eine besonders reiche Ausbeute an Manuskripten, Papyri u. dergl., von denen leider viele aus Unkenntnis zerstört wurden. Die Papyri gleichen nämlich in dem Zustande, in dem sie aufgefunden werden, einem Stück Holzkohle und wurden so vielfach in ihrer Bedeutung nicht gleich erkannt. Es bedarf eines besonderen Verfahrens, um sie abzurollen und lesbar zu machen. Man verwendet dabei noch heute eine vor mehr als hundert Jahren von einem Pater Piaggio erfundene Maschine mit einem System von Seidenfäden, doch ist die Arbeit ganz ungewöhnlich mühsam, zeitraubend und kostspielig. Indessen ist diese Methode bisher die einzige, die zufriedenstellende Ergebnisse gezeitigt hat.

Mit fünf Cents von Neuyork nach Paris!

Wagnis eines 13jährigen Knaben.

Neuyork—Paris, mit fünf amerikanischen Cents in der Tasche, das ist doch auch ein Rekord.

Ein 13jähriger amerikanischer Junge hat ihn aufgestellt. Der Junge wollte Paris sehen, wo zwei Schwestern von ihm studieren. Darum ging er am Tage der Abfahrt des Dampfers „Paris“ in Neuyork an Bord desselben. Als ihn jemand frug, ob er allein wäre, antwortete er, seine Mutter liege krank in der Kabine, und er sei auf Deck gekommen, um seinen Bekannten zum Abschied zuzuwinken. Gleich darauf wußte er in der dritten Klasse eine Touristenkabine zu finden, die leer war. Hier verbarg er sich. Nach 24 Stunden kam er wieder zum Vorschein. Das Schiff befand sich auf hoher See, und so blieb dem Kapitän nichts anderes übrig, als den Jungen als nichtzahlenden Passagier zu dulden.

Als das Schiff in Le Havre ankam, teilte der Kapitän dem Jungen mit, daß er ihn wieder mit nach Neuyork zurücknehmen müsse. Am folgenden Tag erlaubte der Kapitän Herbert Avram, so war der Name des Ausreißers, in die Stadt zu gehen. Herbert, der mit fünf Cents von Hause weggegangen war, hatte von anderen Passagieren, mit denen er sich angefreundet hatte, einige Dollars erhalten. Diese langten gerade für eine Fahrkarte nach Paris. Hier wurde er am Bahnhof St. Lazare von einem Gendarm angehalten, der ihn nach seinem Paß fragte. Seine Schwestern wurden herbeigerufen, und Herbert durfte ohne Paß einige Tage in Paris bleiben. Seine Schwestern zeigten ihm alles, und die Lichtstadt übte auf den kleinen Amerikaner einen solchen Reiz aus, daß er allen Ernstes erklärte, er wolle immer dort bleiben. Doch hiermit waren die Herren vom Paßbureau nicht einverstanden, und Herbert sitzt jetzt wieder an Bord der „Paris“, die ihn wieder gratis in sein Vaterland zurückbringt.

Ebenso wie Lindbergh hat auch dieser kleine Amerikaner noch lange nicht genug von Paris gesehen, und ebenso wie dieser hat auch Herbert Avram erklärt, daß er sicher wieder zurückkehren werde. M. N.

Mut zeigt auch der Mameluk.

Es war auf einem großen Festessen, das irgend jemand in Berlin für irgend jemand gab. Hunderte von hungrigen Leuten waren erschienen. Um 8 Uhr. Man stand herum. Bis halb zehn. Dann endlich kam die Suppe. Und kaum hatte man sie heruntergelöffelt, als einer ans Glas schlug. Er sprach nur 20 Minuten. Dann sprach der nächste. Dann gab's eine Vorspeise, die mit wahrem Heißhunger verschlungen wurde. Schon wieder klopfte einer ans Glas. Aber er sprach nur eine Viertelstunde. Doch ihm folgte ein vierter Redner, der den Faden erst nach 16 Minuten verlor. Inzwischen war der Fisch angeschwommen gekommen. Man riß sich um die Forellen, aber niemand wurde satt. Da klopfte der fünfte ans Glas, sprach und sprach und sprach. Aber der nächste redete nur zehn Minuten, und als man glaubte, jetzt werde es was zu essen geben, klirrte scharf ein Messer gegen den Sektkelch. Ein junger eleganter Mann stand da und sprach mit dröhnender Stimme:

„Der Worte sind genug gewechselt, — nun laßt uns endlich — Braten seh'n.“

Noch niemals ist ein Festessen so fröhlich verlaufen, noch nie gab es so wenige Reden, noch selten so rasche Bedienung — nach diesem Toast. Aber wie wenige haben den Mut, bei jeder Gesellschaft die nämlichen Worte der Versammlung entgegen zu schleudern. Aribert.

Bunte Chronik

* **Unterirdische Kathedralen.** In der Nähe von Rom, bei Pastena, hat man neuerdings Grotten von unvergleichlicher Schönheit aufgefunden, die den berühmten Postumia-Grotten bei Triest in nichts nachstehen sollen. Wenn man die Grotten, die jetzt alle einen Namen bekommen haben, durchwandert, glaubt man, von einem gotischen Dom in den andern zu schreiten. Mannigfaltig sind ihre Eigenarten. So findet man z. B. in der Vallechi-Grotte riesige Stalaktiten (Tropfsteine), die beim Anschlagen mit Stahl einen musikalischen Ton erzeugen, in der „Wunderhalle“ sieht man Tropfsteingebilde in Form von Menschen- und Papageienköpfen, während am Eingang mehrere Stalaktiten im Laufe der Jahrhunderte zu der Gestalt eines wachthabenden Soldaten zusammengewachsen sind. Den schönsten Anblick gewährt jedoch die sogenannte „Adlergrotte“, wo die Tropfsteine einen Riesenadler bilden, der mit seinen ausgebreiteten Schwingen die Höhle von einem Ende bis zum andern überspannt.

*

* **Ein Paradies für wilde Vögel.** Ein Farmer im Staate Ontario namens Jack Miner hat auf seinen ausgedehnten Ländereien den wilden Vögeln, die es dort in ungezählten Scharen gibt, eine Zufluchtsstätte gewährt. Mit der Leidenschaft eines Missionars, der von seiner Idee durchdrungen ist, macht er Propaganda für den Schutz des wilden gefiederten Volkes in ganz Amerika. Er hat bereits eine Unterredung mit dem Präsidenten Coolidge durchgesetzt, der ihm den Erlaß eines Gesetzes zum Schutze der wilden Vögel in Aussicht gestellt hat. Während des Winters errichtet er überall Futterplätze, auf denen reichlich Getreidekörner, Reis und Mais ausgestreut werden. Es war ein seltenes Schauspiel, als die wilden Gänse, die sich auf ihrem Zuge vom Norden nach dem Süden befanden, zu Hunderttausenden sich niederließen. Die ungeheuren Kosten, die die Fütterung verursacht, werden zum Teil wieder wettgemacht durch reichlichen Dünger, den die gefiederten Gäste zurücklassen. Um die Nachbarn, die sich durch die wilden Vogelherden geschädigt fühlen, zu besänftigen, hat der Farmer ihnen ein Jagdrecht auf eine bestimmte Zahl von Wildgänsen eingeräumt. Der rührige Farmer hat auch bereits einen Verein gegründet, der seine Ideen zum Schutze der wilden Vögel in ganz Amerika durchführen soll. Dem Verein gehören schon viele Mitglieder an, so daß fast in jedem Staate Amerikas eine Zweigstelle und eine Vogelschutzfarm besteht. Auf manchen dieser Farmen ist eine wissenschaftliche Station errichtet worden, die an Hand des ungeheuer zahlreichen Materials versucht, Neues von dem Leben der wilden Vogelherden zu erforschen.

Lustige Rundschau

* **Zerstreut.** Kindermädchen (verzweifelt): „Ach Herr Professor, ich habe die Kleine unterwegs verloren!!“ — Vater: „Gut, wir werden es Ihnen vom Lohn abziehen.“

*

* **Wandlung.** Die Bank Wunderlich & Co. steht vor der Pleite. „Ich möchte mein Geld abheben“, erklärt die fünfzigjährige unverehelichte Eroica mit Gewittermiene. — „Sind Sie volljährig?“ erkundigt sich liebenswürdig Wunderlich. — „Ich lasse mein Geld stehen“, flötete Eroica.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.